

Das Zweite Vatikanum hat in vielen Bereichen eine Umstellung gebracht, die heute wieder neu bedacht werden muß – weg von der Defensive, von der Isolierung und Abgrenzung hin zum Dialog, zum Gespräch ...

Franz Kardinal König

Nach vorne schauen

Der zwanzigste Jahrestag des Konzilsendes beschäftigte die kirchliche und zum Teil auch die sonstige Öffentlichkeit bereits lange, bevor das Datum in Blickweite kam. Dies ist überhaupt nicht verwunderlich. Das II. Vatikanum war ein großer Aufbruch mit kaum zu ermessender Breiten- und Tiefenwirkung. Fast alle Bereiche, Kontexte und Formen, in denen Kirche heute lebt, sind davon betroffen. Paul VI. hat das II. Vatikanum einmal verglichen mit dem „Ansetzen einer Pflugschar“, durch das lang erstarrte und brachliegende Erdmassen bewegt und jahrhundertealte, aber teils verschollene Erfahrungen neuen Hoffnungen geöffnet wurden. Wie sehr die katholische Kirche durch das letzte Konzil in fast allen ihren Lebensäußerungen „umgepflügt“ wurde, kann – wenn auch nur einigermaßen – ermessen, wer noch ganz in der „alten“ Kirche mit ihrer sakramentalen Volksfrömmigkeit, ihrem Gebots- und Sanktionenkult, dem davon geprägten katholischen Sündenbewußtsein, ihrer hermetischen konfessionellen Abgeschlossenheit und ihrem Heilsexklusivismus aufgewachsen ist. Wer das „Klima“ von damals mit dem heutigen kirchlichen Freiheitsniveau, dem neu gewachsenen Miteinander von Amt und Laien und der – jedenfalls in weiten Teilen des Kirchenvolks – unbekümmert gelebten ökumenischen Offenheit vergleicht, kann über die eingetretenen Veränderungen trotz aller neu aufgebrochener Probleme in seinem Katholischsein nicht unglücklich sein.

Eine seltsam rückwärtsgewandte Sicht des Konzils

Zudem ist der Streit über die „richtige“ oder „falsche“, „legitime“ oder „willkürliche“ Verwirklichung des Konzils noch lange nicht ausgestanden, sondern wurde durch die von *Johannes Paul II.* etwas plötzlich und nur für knappe 14 Tage anberaumte *Sondervollversammlung der Bischofssynode* (vgl. ds. Heft S. 515 und S. 522) neu belebt.

Durch polemische Veröffentlichungen von theologischer und noch höherer Warte ist überdies ein neuer Disput über zwanzig Jahre Nachkonzilszeit in Gang gekommen: darüber, was die Kirche aus dem Konzil gemacht hat, aber noch mehr darüber, was in der Phase der Verwirklichung des Konzils aus der Kirche eigentlich geworden ist. Neue, nicht immer unbegründete Ängste sind aufgebrochen, das Rad kirchlicher Entwicklung könnte vom gegenwärtigen Papst, seinen autoritativen Helfern und auch von nicht wenigen Bischöfen, die sich in ihrer Hoffnung auf glaubwürdigere geistliche Erneuerung der Kirche, auf mehr innere Geschlossenheit, aber auch auf mehr missionarische Ausstrahlung getäuscht sehen, hinter das II. Vatikanum zurückgedreht werden.

Seit Jahren einer trügerischen Ruhe haben wir damit endlich wieder *einen wenigstens teilweise öffentlichen Diskurs* darüber, wie Konzilsverwirklichung nach den Erfahrungen der letzten 20 Jahre heute aussehen könnte oder sollte.

Die Art, wie dieser Diskurs geführt wird, ist bisher allerdings wenig befriedigend. Er ist *auf eine seltsame Weise rückwärtsgewandt*. Daran beteiligt sind verschiedenste Leute aus ganz unterschiedlichen Richtungen. Es gibt welche, die glauben, ein tüchtiger, die Gesamtkirche bestimmender Papst und eine selbstsichere Theologie genügen schon, um die Kirche auf den rechten Weg zu bringen und die Abtrünnigen in ihren Schoß zurückzuführen oder die vielen Gleichgültigen wieder zu aktivieren. Das Konzil, da es nun einmal „passiert“ sei, lasse sich folglich und eigentlich nur dann verantworten, wenn es in allem einheitlich und vom päpstlichen, weniger vom bischöflichen Lehramt, „authentisch“ interpretiert und die Kirche entsprechend geführt werde. Als ob das Konzil nur in Dokumenten bestünde und nicht auch bzw. *in erster Linie Ereignis* gewesen wäre und als solches weiterwirkte. Als ob katholischer Glaube nur durch den päpstlichen Trichter zu laufen hätte, um in jeder Bezie-

hung und endgültig gegen alle Verfälschungen und gefährlichen Beimengungen gefeit zu sein. Und als ob letztere, die Gläubigen, das aus ganz unterschiedlichen Antrieben und Vorverständnissen lebende Volk, ausgerechnet eine selbstsicher in sich kreisende Theologie verstünden und deren oft mehr geistesgeschichtlich als theologisch begründete Ideen und Prinzipien ohne weiteres mit ihren eigenen, oft ganz anders gearteten Erfahrungen in Einklang brächten oder auch nur dazu bereit wären, wenn sich Theologie nicht selbst suchend auf diese ihre Erfahrungen einläßt.

Aber es gibt auch die nicht minder *schrecklichen Vereinfacher*, für die alles, was zu erstarren droht oder irgendwie krisenhaft erscheint, „ekklesiogen“, oder noch schlichter „vaticanogen“ ist. Als ob die ganze komplizierte moderne Welt mit ihrer vielfältigen Widerständigkeit gegen jeden Offenbarungsglauben, den christlichen besonders, in der Kirche oder gar im Vatikan entstanden oder fabriziert worden wäre zu dem Zweck, sie dann um so besser verurteilen und selbst um so strahlender dastehen zu können. Ein Schweizer hat es seinen streitenden theologischen Landsleuten, aber nicht nur diesen, ins Stammbuch geschrieben: „positive“ Papolatrie sei schlimm, aber „negative“ sei genauso schlimm, wenn nicht noch abwegiger. Doch ebenso fixiert wie diese auf das *Papsttum* sind andere auf das *Konzil*. Man macht daraus ein Paket von Bestimmungen oder Leitideen und schlägt es einander um die Ohren. Was den Bestimmungen nicht wörtlich oder sinngemäß entspricht, ist Niedergang und Verfallsprozeß, und was sich nicht in die einmal als richtig erkannten Leitlinien fügt, ist Erstarrung und Regression. In Wirklichkeit leiden alle, die Fortschrittler und die Rückschrittler, an einer Art „konziliarem Fundamentalismus“ – der Ausdruck stammt von *Pierre Duprey*, dem gegenwärtigen Sekretär des römischen Einheitssekretariates. Sie verkennen mehr oder weniger gründlich das Konzil selbst, aber vor allem seine Verwirklichung und seine Wirkungen. Sie starren auf das II. Vatikanum, als ob es vorher nichts und nachher so gut wie nichts gegeben hätte. Oder sie trennen Konzil und Nachkonzilszeit so, als ob im Konzil selbst keine Spannungen und Probleme übriggeblieben (z. B. im Verhältnis Primat–Episkopat, Klerus–Laien, Kirche–Welt) wären und nur die böswilligen oder unfähigen Interpreten und Vulgarisierer – letztere vor allem – in der Nachkonzilszeit – angesteckt von emanzipativen Ideen und von einem falschen, auf Glaube und Kirche übertragenen Demokratie- und Autoritätsverständnis – alles durcheinandergebracht hätten.

Wider die Kanonisierung des Zweiten Vatikanums

In Wirklichkeit war das Konzil weder die Ursache allen Übels noch der Ursprung alles Guten, sondern *oberste Kirchenversammlung zu einem bestimmten Zeitpunkt und mit bestimmten Zielen*, auch wenn letztere nicht von vornherein feststanden, sondern sich größtenteils erst im Konzilsverlauf herauskristallisierten. Es war ein höchst-

kirchliches Unternehmen von begrenzter Dauer und begrenzter Aussagekraft, in jedem Wortsinn, den man damit verbinden kann, ein *Konzil des Übergangs*: des Übergangs auch in dem Sinne, daß es seinerseits zu einem *Element und Moment eines Übergangs in einer gesamtgesellschaftlichen Umbruchsituation* wurde, dessen Ausmaße im Konzil selbst nicht abzusehen waren und die bald zu neuen Antworten herausforderten. In dieser Begrenzung mögen viele einen Mangel sehen. Vermutlich aber war es die größte Chance, die das Konzil überhaupt eröffnen konnte.

Indem vieles offen und vorläufig bleiben mußte, konnte der gesamtgesellschaftlichen Umbruchsituation wenigstens im Ansatz so begegnet werden, daß das eigene Denk- und Handlungsinstrumentarium nicht gleich über Nacht wieder unbrauchbar wurde. Es könnte also kaum etwas Verkehrteres passieren als eine „*Kanonisierung*“ des *Konzils* in dem Sinne, daß man seine Dekrete und Konstitutionen als hauptsächliche oder gar alleinige Leitlinie zur Lösung aller Gegenwartsprobleme einsetzte. Denn auf viele von ihnen konnte das Konzil noch gar keine Antwort geben, ja nicht einmal zielführende Fragen stellen. Nicht zuletzt, weil schon sein Ansatz „Kirche nach innen – Kirche nach außen“ relativ begrenzt war. Davon abgesehen, steht die Kirche heute gerade dort am schlechtesten da, wo die Öffnung, das Provisorium am wenigsten gelungen ist: in *Fragen der sittlichen Lebensführung*. Und es mag kein Zufall sein, daß dies zugleich die Fragen sind, die dem Konzil selbst von vornherein entzogen waren.

Lethargie durch Realismus überwinden

Natürlich forderte diese Offenheit auch ihren Preis: die Ideen, die sich als Moden oder auch als tieferreichende Veränderung in der Gesamtgesellschaft durchgesetzt haben, konnten so auch leichter in das kirchliche Leben eindringen. Doch sind die dadurch ausgelösten Unsicherheiten und Erschütterungen nur *ein* Element der Nachkonzilszeit, zeitlich mehr oder weniger deutlich begrenzt auf die späten sechziger und die frühen siebziger Jahre. Inzwischen sind längst nicht mehr Aufbegehren und Polarisierung für das gesamtkirchliche Klima kennzeichnend, eher Lethargie und Enttäuschung. Längst sind nicht mehr die binnenkirchlichen Gegensätze das eigentliche Problem, sondern ein *Trend zum Rückzug* angesichts einer wieder unbeweglicher werdenden, in die sicheren Formeln und in die sicheren Gehäuse sich bewegenden Kirche und angesichts des Gegenwindes aus der von der Kirche sich abwendenden Bevölkerung, der besonders den in der Glaubensvermittlung tätigen Geistlichen und Laien ins Gesicht bläst.

Konzilsverwirklichung heute heißt deshalb vor allem diesem Hang zur Lethargie entgegenzuwirken.

Aber wie? Zunächst durch eine möglichst nüchterne, illusionsfreie Einschätzung der Wirklichkeit. Es geht dabei vorrangig um die *gesellschaftliche Wirklichkeit* und erst in zweiter Linie um die kirchliche, auch wenn diese dann letztlich die entscheidende ist.

Die Zeit nach dem Konzil hat es bis in die unmittelbare Gegenwart herein besonders eindringlich gezeigt: *Uns fehlt seitens der Kirche die nötige Sensibilität für geistig-gesellschaftliche Grundströmungen oder schlichter für den gesellschaftlichen Wandel.* Und nicht nur das. Wir tun uns mit der Wahrnehmung empirisch-gesellschaftlicher Sachverhalte überhaupt schwer. Nicht so sehr im gesellschaftspolitischen Sinne, wenn es darum geht, aus sozialetischen Grundsätzen heraus sozialpraktische Maßnahmen zu ergreifen oder mitzufördern. Viel schwerer tun wir uns mit den jeweils in der Gesamtgesellschaft aufbrechenden Veränderungen der Einstellungen und Verhaltensweisen.

Um nur ein gewiß nicht wichtiges Beispiel zu nennen: Das gewandelte Bild der Kleinfamilie z. B. und die veränderten Voraussetzungen für deren Stabilität wurden kaum oder wenn erst sehr spät und nur in allergrößten Umrissen zur Kenntnis genommen. Selbst die grundlegend veränderten Voraussetzungen für die Weitergabe des Glaubens in ihr wurden viel zu spät erkannt. Und man steht immer noch einigermaßen staunend und rätselnd vor dem Bruch, der in dieser Beziehung zwischen den Erwachsenen und der heranwachsenden Generation sich abzeichnet. Dieser spürbar werdende Bruch ist aber kein Ereignis, das plötzlich vom Himmel fällt. Was jetzt in seinen radikaleren Auswirkungen sichtbar wird, hatte sich in den Familien längst vorbereitet. Anstatt aber genau hinzusehen, woher *die Ursachen* für das Versickern von Glaubenswissen und religiöser Praxis kommen, beschwört man den negativen Einfluß von Medien oder behilft sich mit vagen Säkularisierungsthesen.

Diese offensichtliche Hilflosigkeit im Verfolgen und Aufarbeiten gesellschaftlicher Entwicklungen hat gewiß mit sehr eingefahrenen katholischen Verhaltensmustern zu tun, die durch das Konzil zwar relativiert, in ihren Nachwirkungen aber kaum außer Kraft gesetzt wurden: *Leben aus Brauchtum und Tradition mit der Kehrseite, daß die Anstrengung des Denkens überhaupt vernachlässigt wird.* Gerade wer die auch im kirchlichen Bereich durch Außenfaktoren gewachsene Trendanfälligkeit beklagt, dürfte keine Mühen scheuen, wenn es gilt, gesellschaftliche Veränderungen bereits in ihren Ansätzen wahrzunehmen. Mancher in der Kirche verbringt offenbar heute noch schlaflose Nächte ob der auflösenden Wirkungen sozialwissenschaftlicher Schmalspurtheorien auf Theologie und Kirche. Wenn es diese Gefahr gibt – sie wird meist sehr überschätzt –, dann wird seriöse Gesellschaftsanalyse um so wichtiger. Gerade die Kirche in Deutschland verfügt dafür über die nötigen Mittel. Warum schafft sie damit nicht auch das nötige Instrumentarium?

Ansätze des Konzils weiterentwickeln

Resignation überwinden heißt aber, ansetzen mehr wieder *beim Konzil* und bei dem, was von ihm und in seiner Folge verwirklicht wurde. Das II. Vatikanum hat genügend Wege aufgetan, auf denen wir weitergehen können. Die Konzentration von Aufmerksamkeit auf binnenkirchliche Vorgänge und die Autoritätsstrukturen der

Kirche mochten im Blick auf die die Kirche bedrängenden Zukunftsfragen ein Schaden sein. Aber es gilt auch da die andere Seite zu sehen. Das Konzil hat gerade durch sein Kirchenverständnis ein unverkrampfteres Miteinander in der Kirche ermöglicht und zugleich zur Schaffung neuer „Zellen“ geführt, in denen Christen sich gegenseitig stärken und Glaube neu wachsen kann.

Wir denken, wenn z. B. von „*Basisgemeinden*“ die Rede ist, vorwiegend an Lateinamerika. Und da sie dort zu einem wichtigen, wenn auch häufig überschätzten Faktor auch gesellschaftlich-politischer Bewußtseinsbildung in einem Zustand wirtschaftlich-sozialer Depression geworden sind, wird in ihnen gleich eine Gefahr der Verfremdung der Kirche, reine Sozialaktivität, wenn nicht gar politische Revolutionsmystik vermutet. Und schon wirkt die Angst um die rechte Lehre als Generalverdacht. In Wirklichkeit sind die Basisgemeinden oder „kleinen Gemeinschaften“ zu einer weltweiten Einrichtung und/oder Bewegung geworden, in der exakt das Kirchenverständnis des II. Vatikanum in kirchliches Leben umgesetzt wird. Diese Gemeinschaften sind heute eine Notwendigkeit geworden, weil Glaubensgemeinschaft als in Gemeinschaft gelebter Glaube in den Familien weitgehend ausfällt und in anonymen Großpfarreien unmöglich geworden ist. Ohne persönliches Erleben von religiöser Gemeinschaft wird aber selbst die sonntägliche Eucharistiefeier zu einer seelenlos absolvierten Pflicht.

Der Aufbau dieser Gemeinschaften war nur möglich auf der Grundlage von „*Lumen gentium*“; aufgrund eines Kirchenverständnisses, das den Gemeinschaftscharakter aller kirchlichen Vollzüge gegenüber einem einseitigen sakramentalen „Objektivismus“ wieder zur Geltung brachte und so Kirche örtlich und persönlich wieder erlebbar machte. Von daher wurden auch neue Zugänge zum Glauben eröffnet: z. B. dadurch, daß das Konzil die Bibel den Menschen als selbsterlebte Lektüre zurückgegeben hat. Gerade bei uns sind da noch lange nicht alle neuen Ansätze genutzt.

Das II. Vatikanum hat den *Gottesdienst* grundlegend reformiert. Er ist heute das sichtbarste Zeichen einer tief veränderten Volkskirche. Viele sagen, der Gottesdienst sei seit dem Konzil nicht eindrucksvoller, nicht „schöner“, sondern kulturlos und banal geworden. Man muß die vom II. Vatikanum beschlossene Liturgiereform in ihrer Durchführung nicht über den grünen Klee loben. Sie entstand zu reißbrettartig, mehr auf vereinfachte historische Rekonstruktion bedacht denn von den Lebens- und Glaubensbedingungen heutiger Christen bestimmt. Der Brief Guardinis an den Liturgischen Kongreß in Mainz kann noch heute Anlaß und Anstoß sein, auch in der Gestaltung des Gottesdienstes mehr nach vorne zu schauen, als ängstlich auf Rubrikentreue zu achten. Denn nicht Experimentiersucht droht heute den Gottesdienst zu verderben, sondern der *Mangel an Phantasie in der Ausgestaltung*. Wo genügend Phantasie aufgebracht wird, kann in einer Mischung von Altem und Neuem gerade der nachkonziliare Gottesdienst nicht nur Gemeinschafts-, sondern Glaubenserlebnis werden.

Es besteht allerdings der Eindruck, daß sich ursprünglich liturgisch weniger bewegte Länder in Europa und in Übersee leichter tun als solche Länder, in denen die liturgische Bewegung entstanden ist. Wie überhaupt zu beobachten ist, daß vor dem Konzil „rückständige“ Ortskirchen mit einer auf Zukunft gerichteten Konzilsverwirklichung sich leichter tun als diejenigen, die für sich in Anspruch nehmen, das Konzil theologisch, atmosphärisch, publizistisch mitvorbereitet zu haben. Sie überkam das Konzil gleichsam; sie *mußten* sich seiner Dynamik öffnen und haben für diese zu einer neuen Lebendigkeit gefunden, die uns hierzulande selbst in der Ökumene noch abgeht.

Die Spuren Gottes im Menschlichen wahrnehmen

Eine Konzilsverwirklichung, die 20 Jahre nach seinem Abschluß seine Dekrete nicht kanonisieren, sondern seine Ansätze weiterzuentwickeln sucht, muß schließlich und *vor allem* von der Glaubenssituation heute ausgehen. Sie ist von der des Konzils höchstens in ihren Wirkungen, nicht in ihrem Wesen verschieden. Daß die Glaubensfrage als praktische Frage der Glaubensweitergabe zum eigentlichen Problem geworden ist, war schon damals klar. Auch wenn man sich weiter der Überzeugung hingab, es sei noch genügend Glaubensbereitschaft vorhanden, die sich durch eine welt- und menschenfreundliche kirchliche Verkündigung aktivieren lasse.

Diesbezüglich genügt es auch nicht mehr, nur Fragen zu stellen. Es müssen Antworten und entsprechende *Strategien* entwickelt werden. (Ein kirchenamtlich beliebt gewordenes Schlagwort lautet zwar, nötig seien nicht Pastoralstrategien, sondern Heilige. Aber erstens kann die Kirche nie nur aus Heiligen, gar kanonisierten, bestehen. Zweitens kann Glaube heute nicht vorausgesetzt, sondern muß neu geweckt werden. Und dazu bedarf es halt doch auch „strategischer“ Anstrengung, die bis in die letzten Kapillaren kirchlichen Lebens, in Predigt und Katechese, durchschlägt.)

Wo aber ansetzen? Zweifelsfrei bei der erfahrbaren Wirklichkeit, die als Ort und Weg der Selbstmitteilung Gottes in den geschöpflichen Dingen erschlossen, einsichtig, erfahrbar und wahrnehmbar gemacht werden muß. Damit ist nicht an eine x-beliebige religiöse Aufwertung des Kosmos jenseits des Menschen gedacht, der oft genug, wie es jüngst jemand formuliert hat, als „Schöpfung ohne Schöpfer“ gedacht wird. Es geht vielmehr um die *Wiederwahrnehmung der Spuren Gottes im Menschlichen*. Wenn in menschlichen Grundvollzügen der Austausch von Mitmenschlichkeit nicht als etwas erfahren wird, was auf Gott als das eigentliche Geheimnis des Menschen verweist, werde ich vergeblich – mit existentieller Wirkung – vermitteln, verkündigen, was Offenbarung, Gnade, Sakrament, ja auch was Glaube überhaupt ist.

Es wird, wenn sich Theologie und Kirche überhaupt dahin aufmachen, in der Tat, wie es im Interview dieses Hef-

tes heißt (S. 515), ein langer Weg sein. Es wird auch ein langes Mühen sein, bis auf diesem Weg die „Verheißungen“ der Pastoralkonstitution von einer menschengerechteren Kirche mit einem welthaften Glauben, der Glaube im christlichen Sinne bleibt, eingeholt sind. Eigentlich kann dies nur über ein religiös aufgewertetes profanes Ethos gehen, das sittliches Tun als praktischen Zugang zum Glauben wieder ernster nimmt. Heute entscheidet sich letztlich nicht nur das Kirche-Welt-Verhältnis an diesem Punkt – siehe persönliche Lebensführung –, sondern auch christlicher Glaube als gelebter und gesellschaftlich wahrnehmbarer Gottesglaube.

Vielleicht machen sich auch die Exkommunikatoren noch auf die Suche

Wenn der Weg lang ist, bedarf es allerdings auch einer entsprechenden Ausrüstung, also bestimmter Verhaltensweisen. Man wird unterwegs notgedrungen auf sehr *unterschiedliche Situationen* treffen und ganz verschiedene, auch *widersprüchliche Erfahrungen* machen; zumal in und mit einer Kirche, die sich im II. Vatikanum dazu aufgemacht hat, Weltkirche zu werden. Sie ist es zwar bei genauerem Hinsehen immer noch viel weniger, als sie es sein möchte und auch könnte. Aber eine Einheitskirche ohne besondere regionale Ausprägungen und ohne eine gewisse Vielfalt an Glaubenshaltungen, Theologien und Spiritualitäten kann der Weltkatholizismus nicht sein. Wer da nur ängstlich auf unmißverständliche dogmatische Formulierungen stiert, und wo er diese nicht auf Anhieb findet, gleich Häresie wittert, wird auf diesem Weg der Kirche nicht weit kommen. Es braucht schon etwas mehr *Vertrauen in die ausgleichende Wirkung des Gesprächs* und etwas mehr Geduld, die Dinge sich entwickeln und im Diskurs sich klären zu lassen. Es zeigt sich ja, daß, wo Gespräch in der Kirche wirklich stattfindet, dieses so gut wie überall zum jeweiligen Erstaunen aller Ängstlichen fast auf Anhieb gelingt: von der Gemeinsamen Synode in Würzburg und den diversen synodalen Vorgängen bis zu den jüngsten Pastorkongressen in Italien und Spanien und jetzt auf der Rottenburger Synode.

Nur: wirklich *Toleranz* üben, Gegensätze bis zur Klärung aushalten, dem Argument vertrauen, auch wenn es einmal kein Autoritätsargument ist, auch Außenseiter ertragen, fällt im Katholizismus noch auf allen Ebenen schwer. Exkommunikatoren, die immerzu schnell und genau wissen, wann jemand noch Katholik oder nur noch Christ oder nur noch Arianer und gar kein Christ mehr ist – als ob die Gottessohnschaft nur eine theologische Frage und kein Glaubensgeheimnis wäre und deshalb nicht auf verschiedenen Zugängen gesucht werden könnte und müßte –, haben immer noch leichtes Tun. Aber vielleicht läßt sich auch der eine oder andere von ihnen noch auf den Gedanken ein, daß sie selbst wie jene, denen sie das vorwerfen, ihre eigene Theologie mit dem christlichen Glauben schlechthin verwechseln könnten. Und macht sich dann auch noch auf den Weg.

David Seeber